№ 35. Schlesische 1846.

Gebirgs-Blüthen.

Zwölfter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 27. August.

Der Schmied und der Junker.

(Fortsetzung.)

Der Schmied hatte sich während dem immer heftiger hin und her gewiegt, die balkigen Arme in die Seite gestemmt, zuletzt ahmte er mit den Armen die kreisenden Bewegungen des Hammers nach und wie der Franz denselben nun wieder ehrerbietig auf den Ambos legte, da sprang er rasch auf ihn zu, nahm ihn bei den Schultern fest und rief: „Du bleibst Franz!"

„Das wußt ich wohl!" rief dieser keck und fing nun an, seinen Tornister loszuschlallen.

Während dem stand der Schmied auf einmal still, verschränkte die Arme und sah mit einem düsteren, schmerzlichen Blick in das mählig verglimmende Essen-Feuer; seine mächtige Burst wogte auf und nieder, und was er noch vorhin beim Franz mit einem scharfen Blick gestraft hatte, das geschah ihm nun selber; zwei starke Thränentropfen traten in seine Augen und funkelten da unheimlich, furchtbar ergreifend. „Mein Haus geht zu Ende!" murmelte er jetzt mit tiefem, in Groll und Wemuth erzitterndem Ton.

Franz war indessen, den Tornister über den linken Arm gelegt, ihm nah getreten und hatte seine Hand ergriffen, still ohne ein Wort zu sagen; er kannte und fühlte tief den Schmerz des alten Mannes und wollte ihn nicht durch Worte stören oder entweihen.

Der Schmied wendete sich jetzt langsam zu ihm hin und sprach: „Franz, warum bist Du nicht mein Sohn?!"

Da wurde der Franz über und überroth er dachte im Augenblick etwas gar Liebes und Schönes und fragte nach kurzer Pause: Vater Hupperts, was macht das Dortchen?"

„Sieh selber," antwortete der Schmied kurz, aber mit einem tiefen Seufzer, schloß rasch die Schmiede zu und ging ins Haus. Franz folgte mit klopfendem Herzen.

In der Stube saß Dortchen (Dorothea), des Schmiedes einziges Kind, am Spinnrad; aber sie spann nicht; sondern ließ die, aus

aus den kurzen weißen Hemdärmeln hervortretenden, schönen, vollen Arme auf der grünen Schürze und die weichen, sinnenden Blicke aus den blauen Augen auf einem Blumensträußchen ruhen, das in einem Glase mit Wasser in der Fensterecke stand.

Dieses Sinnen und Träumen gab den schon an sich eigenthümlich-träumerischen, zarten Zügen noch einen ganz besonderen Reiz; man vergaß darüber beinahe die schönen, vollen Formen ihres Körpers, die besonders in den schneeweißen üppigen Schultern von langen, braunen Flechten beschattet und in dem schönsten Halse und dem leicht doch keusch verhüllten Busen hervortraten.

Der Franz erschrack fast, als er hereintrat, so schön war das Dortchen. Er wußte zwar, daß sie schön sei, er hatte ja ihr schönes Bild viele Jahre im Herzen getragen; denn er liebte sie schon, ehe er die Wanderschaft begann, ja schon ehe er unter die Soldaten ging, er liebte sie schon, da er noch als Lehrling im Hause ihres Vaters war und was man so lange liebt, das hält man gewiß für das Schönste auf der Welt; aber daß ein Menschenkind so schön werden konnte, wie jetzt Dortchen ihm erschien, das konnte er nicht begreifen.

Der Schmied hatte schon sein Schurzfell abgethan und es an die Wand, zwischen die Fliegenklatsche und das Palmsträußchen, gehangen und noch immer saß das Dortchen in Gedanken, noch immer stand der Franz starr von Verwunderung da. Der Schmied warf jetzt einen schmerzlichunwilligen Blick auf seine Tochter und rief dann: „Dortchen deck für den Franz am Tisch mit.“

Da fuhr das Mädchen wie erschrocken auf, sah zuerst ihren Vater wie um Verzeihung bittend und dann den Franz verwirrt, freudig und verlegen. Der nahm sich nun rasch ein Herz, trat auf Dortchen zu, reichte ihr die glühende, zitternde Hand und stotterte ein „Guten Abend liebes Dortchen!“ heraus.

Das Mädchen nahm zögernd die dargebotene Hand, blickte dem Franz recht tief und traurig ins Auge, schlug dann die Blicke nieder mit den Worten: „Grüß Gott, Franz! bist wieder heimkommen, — das ist recht,‘, verließ sie das Zimmer und Franz sah ihr verwundert und gekränkt nach.

Der Schmied hatte still, aber scharf alles beobachtet und fuhr nun mit der Hand durch die grauen Haare; das war stets ein Zeichen tiefen Unwillens. „Leg' vor der Hand da auf der Bank ab, Franz, und dann setz' Dich zu mir her; ich will Dir was sagen, daß Alles rein unter uns wird, bis das Abendbrodt kommt.

Franz that, wie ihm geheißen und der Schmied erzählte nun so: „Sieh, Franz, ich weiß schon lang, daß Du mein Mädchen im Herzen trägst; das freut mich, denn die Liebe ist ein gutes Ding, wenn sie ein Menschenkind auch hie und da unglücklich macht; wer niemals ein Mädchen lieb hatte, ist schlimmer als ein Vieh und das gilt für die Mädchen auch. Du hast aber nie meinem Kind was gesagt davon und das freute mich noch mehr; Du dachtest, weil Du ein armer, elternloser Bursch wärst, dürftest Du nicht an des Hupperts Tochter denken; aber die dachte an Dich, die hatte Dich lieb, — na — Du hast ihr das schon angemerkt, und ich dachte auch an Dich, nämlich so: wenn der Franz als ein tüchtiger Schmied und ein braver Bursch wieder zurückkommt, und die Zwei sind sich noch gut von Herzen, — dann sollen sie sich haben; dann sollen sie ein neues Geschlecht gründen und ist dabei auch nicht mehr der Name Hupperts, so ist doch noch Huppertsches Blut drinnen und die Schmiede wird

nicht zerfallen und der Ambos nicht verrosten und ich hab Lieb' und Freude um mich her, so lange mein alter Kopf aushält und hab' Jemand Wackres, der mir nachdem den Hammer in den Sarg legt; sieh, das hielt mich über'm Wasser, wenn ich oft versinken wollte in Leid und Grimm, daß ich der letzte von uns wäre."

Hier schwieg der alte Mann, lehnte sich im alten, schwarz gewordenen Sessel breit zurück und fuhr wieder mit der Hand durch das graue Haar. Franz, freudig verlegen und bang erwartend, wollte aufstehen und dicht zu ihm herantreten, um seine Hand zu erfassen; aber der Schmied winkte ihm rasch zu, daß er sitzen bleiben möge und fuhr dann fort. „Die ganze Sache hat aber nun einen Haken gekriegt; vor ungefähr 4 Monaten kam der junge Baron vom Schloß dort im Gebirge — weißt Du, den wir Herr Junker nennen — vor meine Schmiede geritten, um seinem Pferde ein Eisen festschlagen zu lassen; so junges Volk hat aber nichts im Kopf wie tolles Zeug und wenn sie keine arme Leute schinden können, da schinden sie ihre Thiere; so wollte der Junker sein Pferd dort über den Haag setzen lassen, anstatt auf dem graden Wege herumzureiten und wie das Pferd nicht wollte, schlug er's und spornte es blutig, bis es wild wurde und seinen Herrn mit zerschlagenem Bein dicht vor meinen Ambos warf. Da packte ich den Junker auf und trug ihn in mein Haus und fing an, ihn zu kuriren; die vom Schloß wollten ihn zu sich holen; aber das wäre sein Tod gewesen, darum ließ ich ihn nicht fort und wie er wieder auf die Beine kam, bat er selbst mich gar so artig, ich möchte ihn noch bei mir lassen und weil er gar zu unruhig Blut hatte, fiel er auch oft wieder in's Fieber zurück; da hielt ich ihn denn zwei Monate in meinem Hause. Mein Kind pflegte ihn während dem nach allen Kräften; ich dachte an weiter nichts; aber als er fortging, weinte sie sehr und seitdem ist sie ganz anders geworden; ich glaub sogar, sie sehen sich heimlich, denn sie bringt oft schöne Blumen ins Haus — sieh — da in der Fensterecke stehen welche — die küßt sie oft und weint und lächelt dazu; Böses denk ich nicht, bewahre Gott! denn mein Kind ist ein Hupperts-Kind und wie die Hupperts-Kinder seit 400 Jahren gewesen, das weißt Du; auch der Junker hat mir bei seinem alten Stamme geschworen — ich mußte ihn ja doch fragen — daß er an gar nichts anderes denke, als nur an Dankbarkeit für uns; aber sieh Franz, das Leid zieht bald die Menschenherzen zu einander und wem man Gutes thut, den gewinnt man leicht lieb; dazu ist der Junker ein feiner, netter Mensch und weiß seine Reden gar schön zu setzen; mein Mädchen hat auch immer so einen aparten Sinn, wollte immer so etwas Besonderes, weßwegen ihr auch die Burschen im Dorfe nicht recht gut sind, wenn sie auch gewaltigen Respekt vor ihr haben; sieh Franz, kann's da nun nicht sein, daß der Junker Dich aus dem Herzen meines Kindes verdrängt hat? — das ist der Haken; kannst Du ihn herausziehen, soll mir's lieb sein und ich glaube, Du kannst es noch; sonst aber müssen wir uns zu trösten suchen, denn überreden oder gar zwingen thue ich mein Kind nicht und nun setz' Dich heran, dort kommt die Suppe."

Aber Franz sah eben so wenig die hereintretende Magd mit der Suppe, als den nachfolgenden Knecht mit dem Brode und großem Messer; er sah nicht mehr den Schmied und das Zimmer; es tanzte Alles bunt und toll vor ihm her; es war ihm wüst und wirr im Kopfe; jedes Wort der letzten Erzählung war ihm ein giftiger Schlangenbiß ins Herz gewesen;

jetzt sprang er auf und stürzte zum Zimmer hinaus; der Schmied sah ihm verwundert nach, dann setzte er sich mit düsterem Blicke an den Tisch.

Dortchen trat ein und fragte: „Wo ist der Franz?"

„Weiß nicht, antwortete kurz der Schmied, und Dortchen wagte nicht, weiter zu fragen; aber sie weinte, und die Thränen fielen in die Suppe, die unberührt vor ihr stand. Es war so stille am Tische, als wenn eine dumpfe Gewitterschwüle sich darüber gelagert hätte.

Franz hatte sich draußen im Walde gesammelt; aber erst nachdem er ihn nach allen Richtungen durchjagt, und darüber war es Mitternacht geworden; er konnte nicht mehr ins Haus und legte sich nun erschöpft unter eine Eiche; am andern Morgen in aller Frühe stand er schon mit aufgekrämpelten Hemdsärmeln an der Schmiede, als der Schmied herankam; sie wechselten bloß einen „Guten Morgen," dann arbeiteten sie still und rüstig, als wenn gar nichts vorgefallen wäre; erst als der Schmied den Hammer niederlegte, sagte er: „Franz, Schmerz ist Segen, wenn man jung ist, und wenn man ihn lange trägt, kriegt man ihn lieb wie einen Freund."

Franz schwieg. — Gegen Dortchen war Franz nun freundlich, herzlich, aber sonst zurückhaltend; er arbeitete dabei so furchtbar, daß der Schmied sich verwunderte; aber nach der Arbeit ging er fort und oft blieb er ganze Nächte aus dem Hause und wurde immer bleicher und stiller; der Schmied sah ihn oft kopfschüttelnd an, sagte aber nichts dazu.

So vergingen zwei Monate; endlich an einem schönen Sommerabend, als der Schmied zu einem Kranken gegangen, und die Arbeit des Tages geschlossen war, trat der Franz, sauber gewaschen und gekleidet, zum Dortchen in den Garten, nahm sie bei der Hand und sagte: „Dortchen komm dort auf die Bank, ich will mit Dir reden."

Dortchen folgte schweigend mit gesenktem Blicke und setzte sich dann zum Franz auf die Bank.

(Fortsetzung folgt).

Seltene Liebe und Selbstüberwindung.

Die an Blut-, Schreckens- und Jammer-Scenen nur allzureiche französische Revolutions-Epoche lieferte freilich dem Geschichtsschreiber den meisten Stoff, doch ließ sie, wie wir durch Journale und speciellere Beiträge zur Geschichte der damaligen Zeit überzeugen können, auch den Erzähler und Novellisten nicht frei ausgehen, und wir übergeben hiemit unsern Lesern eine wenig bekannte, aber durchaus wahre Begebenheit aus jener Zeit, die ein sehr schönes Beispiel von Treue und Selbstüberwindung darbietet.

Die Gräfinn von Orlai wohnte, während ihr Mann gegen die Franzosen im Felde stand, im Elsaß auf einem einsamen Landhause. Es war zu eben der Zeit, als die Franzosen schnell vorrückten und die unglücklichen getäuschten Landleute dem Aufruhre folgten. Plötzlich kam sie in eine sehr große Gefahr. Ein wilder Haufe bestürmte das Schloß und sie lag krank mit ihren Kindern und Frauen allein, da ihre wenigen Diener furchtsam oder treulos genug waren sie zu verlassen. Sie hatte sich in das innerste Zimmer geflüchtet. Der wüthende Haufe war bis an das Thor gedrungen, sie hörte das Geklirr zerschlagener Fenster, das Geschrei der Plünderer, und lag in Todesangst; die Kinder schrieen laut, die Dienerinnen lagen betend auf den Knieen. Ihre Angst war bis aufs Höchste gestiegen,

als sie ein leises Pochen an der Thüre hörte. Eine schüchterne Stimme bat, eingelassen zu werden. Die Gräfinn hieß eine ihrer Frauen vorsichtig nachsehen. Ein Mädchen Namens Louison, trat in die Thüre und warf sich weinend an das Bett der Gräfinn nieder, die aus ihren klagenden Reden kaum so viel verstand: man wolle sie und ihre Kinder mißhandeln oder gefangen fortführen, denn alles wüthe gegen ihren Gemahl. Die gute Gräfin war einer Ohnmacht nahe. „Sie können sich retten, meine gnädige Frau,“ sagte Louison, Sie hinzuführen; ich nehme die Kinder, dort sind sie sicher.“ Die Gräfin widerstand im Gefühle ihrer Krankheit, doch siegten die Bitten Louisons und ihre Furcht. Die Brüder führten die Gräfinn; man rettete sich leise durch einen Flügel des Schlosses und kam unbemerkt an die Mühle. Hier blieb die Gräfin lange glücklich verborgen. — Als sie sich kaum von jener schrecklichen Nacht erholt hatte, zog Louison, welche sie mit Gefahr ihres Lebens errettet, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ihre anmuthige Gestalt schon verieth die edle Seele, die sie bewahrt hatte, in ihren Gesichtszügen war die reizende Erinnerung einer schönen Jugendblüthe, ihr Ausdruck und Benehmen enthielten eine ungewöhnliche Feinheit und Bildung. Doch was die Gräfin mehr als dies alles reizte, war eine gewisse Zurückhaltung, eine Vermeidung, sich mehr mit ihr zu beschäftigen, als die Dienste verlangten, die sie ehrerbietig leistete; dafür aber äußerte sie eine ununterbrochene zärtliche Aufmerksamkeit für die Kinder der Gräfin. Sie machte sich beständig mit ihnen zu schaffen, ja als einmal die Gräfin, unbemerkt von ihr, erwachte, sah diese, wie sie ihren jüngsten Sohn, der dem Grafen am meisten glich, in den Armen hielt und ihn mit Küssen bedeckte. Ja ihre Zärtlichkeit für die Kinder schien immer größer zu werden, aber eben so sehr auch ihre Scheu vor der Gräfin.

Da nach einigen Wochen sich die Stellung der Armeen veränderte und es den besorgten Freunden der Gräfin möglich war, sie aufzufinden, war der Weg zu ihrem Gemahl sicher, und sie eilte zu ihm. Aber vergeblich waren die heißesten Bitten, mit denen sie ihre Retterin beschwor, mit ihr zu gehen, sich nie wieder von ihr zu trennen. Louison beharrete in ihrem Vorsatze, bei ihren Brüdern zu bleiben, mit einer Hartnäckigkeit, in welcher die Gräfinn aufs Neue ihre Abneigung gegen sie fühlte, die ihr immer räthselhafter wurde. — Sie war kaum zu ihrem Manne gekommen, als sie ihm ihre Gefahr und die großmüthige Rettung durch Louison erzählte; der Graf ward ernst und ließ sich Louison, die Mühle, die übrigen Verhältnisse näher beschreiben und eine schnelle Blässe bedeckte sein Gesicht. Der Gräfin entging diese Gemüthsbewegung nicht, und sie drang in ihn, sich zu erklären. Er umarmte sie heftig, aus seinen Augen drangen Thränen. „Was soll ich es Dir verbergen,“ rief er aus, „ich kannte sie, ehe ich Deine Liebe gewonnen, ich Unglücklicher habe sie in meinem Glücke treulos verlassen!“ Die Gräfin erkannte nun den wahren Verlauf der Begebenheit, sie drang in ihren Gemahl, ihr die Freundschaft der treuen Seele zu verschaffen, und da ihn bald nachher wieder seine Pflicht ins Feld rief, bestand sie darauf, ihre Retterin aufzusuchen. Sie kehrte wirklich zurück, sobald es die Gefahren des Krieges einigermaßen erlaubten. — Wie freute sich die edle Frau, als sie der bekannten Gegend sich näherte, wie beschäftigte sich ihr Herz mit Entwürfen, die ihrer werth waren. Sie kam aber zu spät, denn sie fand in der Mühle

nur die Brüder des lieben Mädchens, die ihr mit vielen Thränen den Tod ihrer Schwester erzählten. „Wir konnten nicht ergründen, was ihre Krankheit war," sagte der älteste Bruder, „sie ward mit jedem Tage stiller und schwächer, und wenn sie glaubte allein zu sein, weinte sie bitterlich, außerdem war sie immer freundlich. So still und freundlich ist sie auch gestorben.

Ueber Begrüßungen.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Wenn sich zwei Polen der besseren Stände begegnen, so sind zwei Küsse unvermeidlich. Sind sie nicht näher befreundet, so werden dieselben auf die beiden Schultern abgesetzt. Will ein Theil dem andern mehr Achtung erzeugen, so muß Kopf und Mund sich weiter herabbringen zum Ober- oder Unter-Arm oder zur Hand, während die andere Person aufsteigt zur Wange oder Stirn. Auf die zuletzt besagte Weise begrüßen sich besonders Priester und junge Laien. Den Damen werden die gewöhnlich sehr reich beringten Händchen geküßt. Der Grund, warum diese Begrüßungen immer mit einer so genauen Berührung verbunden sind, rührt daher, daß es eigentlich nur wenige zerstreut wohnende Familien und Personen von Wohlhabenheit und Bildung unter diesem Volke giebt, daß sie fast gar nicht Stadtbevölkerungen bilden, daß man daher seltener zusammenkommt und dem volksthümlichen raschen Temperamente nachgebend sich zu lebhafteren Begrüßungsformen hinreißen läßt. Geräth nun ein Deutscher mit seinem ruhigeren Blute und seinen abweichenden Gewohnheiten unter Polen, so ist es sehr schwer für ihn, sich unter ihnen zurecht zu finden. Am klügsten thut er, wenn er sich an seine gewohnten mehr zurückhaltenden Formen hält, wo man ihn denn blos für einen steifen Deutschen erklärt und ihn gewähren läßt. Ahmt er aber den Polen nach, so verfällt er durch seine Unsicherheit und Unbeholfenheit fast unvermeidlich in das Lächerliche und wird zur Zielscheibe des Spottes. Aber auch bei Polen selbst sind die ihnen eigenthümlichen Begrüßungen, wenigstens die von Personen verschiedenen Ranges oder Ansehens, keineswegs schön oder gar würdevoll, und aufgeklärte Männer dieses Volkes erkennen das an und suchen das Uebel zu beseitigen. Jedoch ohne Erfolg. Warum? Aus demselben Grunde, wie bei den ganz gewöhnlichen Feldarbeitern, weil es einmal Gewohnheit ist.

Ich könnte nun noch viele Beispiele der Verschiedenartigkeit und Sonderbarkeit der Begrüßungsform bei andern Völkern herzählen; ich könnte erwähnen, daß sich die Portugiesen ebenfalls die Schultern küssen und dabei darüber hinaus Gesichter schneiden, was übrigens Polen auch vermögen; ich könnte herzählen, welche verschiedenartige Höflichkeitsformen bei Personen verschiedenen Standes in der chinesischen Gesetzsammlung vorgeschrieben sind; ich könnte daran erinnern, daß sich bei gewissen wilden Völkern zwei einander Begegnende die Nasen an einander reiben, bei andern Baumblätter auf den Kopf legen, und was solcher Thorheiten mehr sind. Für die Fortdauer aller aber werden wir bei näherer Beleuchtung als einzigen Grund die Gewohnheit, das Herkommen finden. Wir unsers Theils hören solche Erzählungen mit einem gewissen Gleichmuth an, bedauern vielleicht die ärgsten Narren, die übrigen belächeln wir, und fühlen uns gewaltig verständig und überlegen. Doch halt, liebe Landsleute, fassen wir uns geschwind ein Mal an die eigene Nase und untersuchen wir, ob wir Grund dazu haben, ob wir nicht

auch bei dergleichen Gelegenheit etwas recht Unsinniges begehen! —

Wenn sich zwei anständige Deutsche begegnen, so sprechen sie einen Gruß, machen eine Verbeugung und entblößen das Haupt von seiner Bedeckung. — Ist diese Begrüßungsform wirklich der Vernunft so durchaus zusagend, daß sie der Kritik widersteht? Untersuchen wir das ein Mal! Von den Worten des Grußes will ich heut nicht sprechen; sie sind verschieden in der Form und an Werth. Auch die Verbeugung oder den Bückling will ich nicht weiter prüfen; darüber sind wir doch ziemlich einig, daß er eine Heruntersetzung der eignen unter die andere Person bezeichnen soll und um so kriechender und entwürdigender ist, je mehr er sich dem polnischen Upadamdonug nähert. Aber über die Entblößung des Hauptes habe ich lange nachgedacht, um ihre ursprüngliche Bedeutung herauszufinden, und es ist mir denn zuletzt als das Wahrscheinlichste erschienen, daß man damit sagen will, man sei der begegneten Person so ergeben und willfährig, daß man selbst Beschwerden und Unannehmlichkeiten willig dulde, um ihr zu gefallen. Denn eine Beschwerde ist das Abnehmen des Hutes immer, besonders wenn es häufig geschieht und die Witterung kalt ist, es kann sogar schädlich oder gefährlich werden, wenn man wie gewöhnlich, am Kopfe nicht abgehärtet, sondern leicht verkältbar ist. Es ist also gleichfals ein Zug der dem deutschen Charakter tief eingeprägten Unterwürfigkeit und daher des freien Mannes unwürdig, und wir haben demnach Grund, uns wegen dieser Sitte zu bedauern. Aber auch lächerlich ist sie, wenn zwei ernsthafte Männer einander ihre, vielleicht kahlen Scheitel zeigen. Aus diesen Gründen ist gegen dieselbe schon sehr viel gesprochen und geschrieben worden; man will sie durchaus abschaffen; und beim Militair, wo eine Reform leicht durch eine einzige Verordnung durchgeführt werden kann, ist es wirklich geschehen. Auch in einzelnen Fällen z. B. in unsern benachbarten Salzbrunn ist diese „knechtische Sitte" ohne Nachtheil für Anstand und Höflichkeit, ja sogar für Unterwürfigkeit und Kriecherei abgeschafft. Jedoch im Großen und Ganzen ist es, wie gewöhnlich, beim Alten geblieben, alle Bestrebungen und Vereine, welche dort und da auftauchten, sind nach einiger Zeit immer wieder schlafen gegangen. Warum? Ja mein Himmel, es ist doch einmal so Gebrauch und Herkommen! unsere Eltern und Voreltern haben dabei glücklich gelebt und sind selig gestorben, also werden wir es auch wohl können. Auch könnte es ja der und jener Rath oder adlige Herr oder Geldgraf übel nehmen, wenn man ihm nicht den gebräuchlichen Gruß mit allem Zubehör zukommen ließe. Diese Gründe schlagen mich nun freilig völlig nieder, und kaum wage ich es noch bescheiden einzuwenden, daß das Glück, die innere Zufriedenheit in der Uebereinstimmung des Gedanken, der Ansicht mit der Handlung bestehn, welche, wie ich so meine, bei jener Sitte wenigstens nicht immer stattfinde; ferner daß die bezeichneten Stände und Herrn ja wohl selbst überzeugt werden könnten, daß das Hutabziehen eine Thorheit ist, besonders da dieselben doch zugleich meistens zu den Gebildeten gehören; daß man ihnen doch sicher Nichts von ihrer Ehre als Menschen entzieht, wenn man sie nur ohne Kopfentblößung grüßt; daß man ihnen das im Falle der Beschwerde sagen könne, überhaupt aber den sogen. höhern Ständen gegenüber nicht so ängstlich sein soll, denn sie seien wirklich nicht so schlimm, so eingebildet und anspruchsvoll, als man sich gewöhnlich vorstelle. Doch ich weiß daß alle diese Vorstellungen vergebens sind; es wird vorläufig

auch hierin nicht anders; aber man muß solche Ideen immer wieder auf's Neue anfrischen und ausbreiten; zuletzt hölt doch der Tropfen den Stein. E. K.

Miscellen.

(Ende des Schießpulvers.) Auch das Schießpulver verliert seine Macht und Herrschaft, denn von nun an schießt man mit — Baumwolle. Der bekannte Chemiker Schönbein in Basel hat nämlich die Entdekung gemacht, die Baumwolle lasse sich so zu bereiten, daß sie das Pulver ersetzen könne. Man braucht ein ganz klein wenig, um eine Kugel mit großer Gewalt und in die bedeutenste Ferne aus einem Gewehr zu treiben. Es sind bereits vollkommen gelungene Versuche angestellt worden. Da die Baumwolle bisher schon eine große Rolle in der Welt gespielt hat, so wird, wenn man nun gar damit schießt, unser Zeitalter mit Recht das baumwollene genannt werden.

(Ein neues Element) Ein Eisenbahnreisender in England sprach neulich mit einem Reisegefährten und als er fand, daß dieser ein Viehhändler war, fragt' er ihn, ob er glaube, daß der neue Tarif die Fleischpreise herabbringen werde? „Mit der Zeit kann sich dies machen," erwiederte der Viehhändler; aber sehr wohlfeil kann das Fleisch in der Gegend von London nie werden, Sir London ist ein gar zu gefräßiges Element.

(Das Testament eines Sonderlings.) Unlängst starb in Berlin ein alter Rentier, welcher seit Jahren gewohnt war, in dem Dorfe Strahlau sein Glas Bier zu trinken und seine Partie Solo zu spielen. Sein Testament gehört zu den wunderlichsten Aktenstücken der Art. Allen, mit ihm in dem Strahlauer Gasthause verkehrenden Stammgästen vermachte er kleine Legate von 30, 100 und 200 Rthlr., desgleichen einigen momentanen Besuchern, Dienern rc., und unter andern wurde auch zweien Sackträgern eröffnet, daß der eine 150 Rthlr., sein Kollege aber nichts erhalte, weil er einmal auf grausame Weise einen Hund geschlagen; dies solle ihnen ausdrücklich als sein letzter Wille eröffnet werden.

Ein Mann sollte, als seine Frau gestorben war, Anstalten zum Begräbnisse machen. Dieser Mann war aber gewohnt, wie manche andere Ehemänner, alles durch die Frau besorgen zu lassen. Einem alten Bedienten, der zum Ankaufe des nöthigen Trauerflors Geld forderte, antwortete er mit Thränen im Gesichte: „Geh und sag's meiner Frau!"

Tags-Begebenheit.

(Waldenburg.) Am 20. d. M. früh um $2^1/_2$ brannte die Auenhäuslerstelle nebst Schmiedewerkstatt des Gottlieb Renner in Reussendorf ab. Der Besitzer hat bei der Schnelligkeit, mit der das Feuer um sich gegriffen, fast alle Habe verloren und konnte sich mit den Seinigen nur durch das Fenster retten.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur E. J. Schlögel.